

(Nachdruck verboten.)

Die Oberwälder.

Von Alfred Voß.

„Daß du deine Mutter so früh hast hergeben müssen,“ sprach er, „deshalb bist du gewiß zu bedauern. Ich mein aber, bei dem Unglück hat sich ein Glück für dich aufgetan. Du hast in deiner Jugendzeit, wo andere den Kopf voll Spuken haben, Verantwortung und Pflichten kennen gelernt. Und deiner Mutter ihre Tüchtigkeit ist wieder in dir lebendig geworden. Wie schön hat sie's deinem Vater gesagt: 'Die Marie ist von keiner schlechten Art und zieht sich allein.' 's ist doch auch so. Der Mensch kann Eltern und Lehrer nicht missen, das Beste aber, was er fürs Leben braucht, muß er aus sich selbst heraus schaffen.“

Sie waren in die Nähe des Schulhauses gekommen. Zur Rechten zog sich sanft ansteigend eine Heidesläche hin, die mit Basaltblöcken überfät war. Zwischendurch führte der Weg zum nahen Oberwald. Den schlugen sie ein.

„Gud, Marie,“ nahm Weilandt, nachdem es eine Weile geruht hatte, das Gespräch wieder auf, „du warst vierzehn, wie du deine Mutter verloren hast, ich war noch ein Kind, wie mir die Eltern weggestorben sind. Wem das Schicksal eine Grube gräbt, der fällt hinein. Davon hat mein Vater ein Liedchen singen können. Er hat in Frankfurt bei den Ein- und achtzigern gedient und war ein stammer Soldat. Einmal ist er in der Militärschwimmstalt auf Wache gewesen. Und patrouilliert nachts am Main. Da sieht er, wie ein Mensch am andern Ufer hin und her rennt und sich klatsch! ins Wasser wirft. Mein Vater stand keine zweihundert Schritte vom Wachtlokal und hätte leicht Meldung machen können. Er dachte aber: „Hier tut Eile not!“ Kurz entschlossen legt' er sein Gewehr beiseite, entkleidet' sich und sprang in den Strom. Obwohl er ein vortrefflicher Schwimmer war, hatte er seine Last, bis er den Mann zu fassen bekam und ans Land bugsierte. Die Sache hatte noch ein Nachspiel. Sie stellten meinen Vater vor das Militärgericht. Als Soldat war ihm streng verboten, seinen Posten zu verlassen. In der Hauptverhandlung wurde er freigesprochen. Der Lebensmüde war ein Schuster, namens Wiederhold. Der hatte sich den Tod seiner jungen Frau dermaßen zu Herzen genommen, daß er in einem Anfall von Schwermut ins Wasser gegangen war. Er lag hernach lang im Spital. Da hat ihn mein Vater treulich besucht und hat ihm auch allerlei geschenkt, was einer schenken kann, der sich als armer Schlucker durchschlagen muß. Zwei Jahre gingen hin. Mein Vater trat sein Schulamt in Reichelsheim an und heiratete. Dazu gehörte Kurage bei seinem kleinen Gehalt. Er tat's aber pöden. Meiner Mutter ihre Rede war: „Wir sind zufrieden. Und darum schmeckt uns das Wasser wie Wein!“ Eines Tages klopfte jemand an meinem Vater seine Tür. Wer war's? Der Schuster aus Frankfurt am Main. Er schien sein Handwerk nicht besonders zu ehren, denn er hatte zerrißene Stiefel an. Meine Eltern nahmen ihn freundlich auf. Die Mutter kochte ihm einen guten Kaffee. Er saß mit einem leidmütigen Gesicht da und war wenig gesprächig. Erst nach und nach taute er auf. Jenesmal, erzählte er, wie er aus dem Krankenhaus gekommen war, hatte sich seine Kundschaft verlaufen. Er war dann nach Mannheim verzogen, von da nach Worms und zuletzt nach Germersheim. Er hatte aber nirgends festen Fuß fassen können. Nun wollte er's in der Wetterau versuchen. Er war völlig abgebrannt und bat meinen Vater, ihm doch behilflich zu sein, daß er wieder sein eigenes Brot essen könne. Mein Vater beriet sich mit meiner Mutter. Die meinte, er habe dem Wiederhold selbighmal aus dem Wasser gezogen. Damit habe er wirklich genug getan. Der kleinste Sparer finde seinen Lehrer. Er solle um Himmels willen nicht seine Notpennige opfern. Mein Vater widersprach. Gerade, weil er den Mann dem Leben erhalten, sei er verpflichtet, ihm beizuspringen. Er habe gewiß nicht viel zuzubrocken. So arm sei er aber nicht, daß er einem Armen nicht helfen könne. Ich war dazumal ein Püschchen von knapp acht Jahren. Hielt Augen und Ohren offen. Meine Eltern hatten bis dahin in Frieden zusammen gelebt. Nun hörte ich zum erstenmal, wie sie sich stritten. Mein Vater

gab dann dem Schuster so viel, daß er sich in Reichelsheim eine Werkstatt einrichten konnte. Anfangs ging das Geschäft auch ganz gut und sollte alsbald erweitert werden. Trotzdem meine Mutter ihn warnte, ließ sich mein Vater herbei, für seinen Schützling Bürgschaft zu leisten. Wie der nicht zahlen konnte, wurde mein Vater herangezogen und geriet in die mißlichste Lage. Die Pfändung stand bevor, denn der Gläubiger, ein Lederhändler in Mainz, war so hart wie Kieselstein. Die Schulbehörde griff ein, und die Folgen waren nicht abzusehen. Inmitten der schrecklichen Aufregungen erkrankte mein Vater und starb. Ein halbes Jahr später wurde meine Mutter begraben. Der Schützling verschwand. Ein Mann aus Reichelsheim hat ihn später unter den Gassenkehrern in Hanau gesehen. Gud, Marie, das sind die Erinnerungen an mein Elternhaus. Kannst mir's glauben, ich hab lang gebraucht, bis ich darüber weggekommen bin.“

Mit wachsender Teilnahme war die Marie der Erzählung Weilandts gefolgt. Da er geendet hatte, sagte sie ergriffen:

„Ei du himmlische Gerechtigkeit! Was haben Sie als Kind schon durchmachen müssen! Und erst Ihnen Ihr Vater! Wie den seine Guttat in Unspüt gebracht hat, das geht einem durch Mart und Bein. Da denkt man wunder, wieviel man zu tragen hat. Eh wann man so was hört, nimmt man sein Bäckchen und duckt sich.“

Weilandt schwieg in Gedanken verloren. Der Marie Blicke glitten zu ihm hinüber. Er hatte an alte Wunden gerührt. Die schmerzten ihn wieder. Das sah man ihm an. Heiß wallte es in ihr auf. Sie suchte nach einem liebevollen Wort. Daß sie ihr Herz im Munde trug, sagte ihr schwerlich jemand nach. Kam sie mit dem Lehrer zusammen, sprang Schlößlein um Schlößlein bei ihr auf. Er hatte halt den Schlüssel dazu. Heut war's das erstemal gewesen, daß sie über Dinge daheim sich rückhaltlos geäußert hatte. Die Leute sprachen: „Was man zu Hause kocht, soll man zu Haus' auch essen.“ Das war gewiß wahr. Und doch bereute sie ihre Offenheit nicht. Der Lehrer gab kein Wörtchen weiter. Und er hatte Vertrauen mit Vertrauen erwidert. Das machte sie glücklich und stolz.

5.

Der Dippelsluis, des Bäckers Ältester, war vom Militär gekommen. Er hatte sich bei den Spielleuten die Gefreitenknöpfe geholt und blies daheim den Heiratsmarsch. Mannbare Mädchen in Menge traten alsbald ins Gewehr. Die Depeschenträger liefen im Dorf herum und zogen alle Register auf. Wie nun verlautbarte, der Luis habe es auf die Walkmüllerkina abgesehen, war des Geschnatters kein Ende. Die Lina hatte die Zwanzig schon lange hinter sich. So ein reiches Mädchen nahm nicht den ersten besten. Die warten konnten, kriegten auch einen Mann. Dem Walkmüller kamen die Markstücke auf dem Wasser zugeschwommen. Dabei war er ein Erdenhannes, der Gewann um Gewann erwarb. Unfern lag des Bäckers Gelände. Die Grundbedingung für eine Heirat der Kinder war demnach von vornherein erfüllt: die Schollen pösten zusammen. Die Väter brachten den Handel ins reine und setzten die Hochzeit fest. Das halbe Dorf wurde geladen. Der Hannjust, der mit Absicht übergangen worden war, spie Gift und Galle. Im „Stern“ zog er vor versammeltem Volk die Familien durch die Sechel, die im Begriffe standen, sich zu verschwägern. Die Walkmüllersklna, behauptete er, hatte bei all ihrer Hochnäsigkeit mehr als einmal über die Stränge geschlagen. Der Dippelsluis drückte ein Auge zu. Das liebe Geld strich jedem Schandfals eine hübsche Farbe an. Das war einmal der Lauf in dieser schlechten Welt. Der Walkmüller und der Bäcker ließen nichts liegen wie glühend Eisen. Galt's, einen über den Gänsedreck zu führen, spielten sie unter einem Hütchen. Tat man die zwei in einen Sack und schüttelte sie durcheinander, blieb allemal ein Ewigbub oben. Solcherlei Reden verhallten wirkungslos. Die Aussicht auf eine große Hochzeit hielt die Gemüter in wähernder Spannung. Den Alten lief in Erwartung des Scherks und der guten Getränke schon acht Tage vorher das Wasser im Mund zusammen, den Jungen, die auf ein Länzchen hofften, zuckten die Glieder, und die Gassen hallten von Fauchzern wider.

In der Walkmühle ging alles drunter und drüber. Die

Hochzeitskuchen waren trefflich geraten. Allein die Köchin, die man aus der Stadt verschrieben hatte, kochte der Walmüllerin nicht zu Gefallen. Die Frau hatte in einem herrschaftlichen Hause gedient und fuhrte sich in ihrer Ehre gekränkt. Während das Haus sich mit Gästen füllte, erscholl in der Küche lautes Geschrei. Wütend gebot der Walmüller Ruhe.

Unter strömendem Regen hatte das junge Paar die Kirche verlassen. Das bedeutete nichts Gutes. Auch die Rede des Geistlichen war mit Kopfschütteln aufgenommen worden. Der Pfarrer hatte die Brautleute ermahnt, allezeit der Hofart zu wehren, die das Glück aus dem Hause treibe. Immer sollten sie sich vor Augen führen, daß ihre Habe bloß Reingut sei. Geld dürfe nicht der Maßstab sein, den sie an sich und andere legten. Vor Gott habe doch nur Wert, was der Mensch in seiner Seele trage. Auch den geringsten dürfe man um seiner Armut willen nicht verachten und drücken. Alles unterliege dem Wandel hienieden. Niemand sei vor dem Bettelbrot sicher. Die Bauern saßen mit finsternen Gesichtern da. Teufel auch! Was socht den Pfarrer denn an, daß er mit der Schwarzbirste über die Brautleute fuhr? Er bekam seine Traugebühr. Dafür hatte er eine „schöne Predigt“ zu halten. Ohnehin war er ein Ausländer, der gar nicht wußte, um was sich der Doppsch (Kreisel) hier drehte.

Noch beim Kaffee im Brauhause wurde die Rede bekräftelt. Erst der Regen, der, nachdem er eine Weile nachgelassen hatte, wieder mit Gewalt herunterrauschte, gab dem Gespräch eine neue Wendung. Seit Wochen folgte ein Guß dem andern. Die Acker wurden zur teigigen Masse, in der die Pflanzen nicht wurzeln konnten. Die auf eine leidliche Ernte gerechnet hatten, sahen ihre Hoffnung zu Wasser werden. Die Erträgnisse des Ackerlandes waren im hohen Vogelsberg an sich gering. Was man zog, wurde in der eigenen Wirtschaft verbraucht und verfüttert. Einzig die Viehhaltung war rentabel. Der Peter Margolf erzählte, er habe für zwei Rüche Simmeraler Kreuzung neunhundert Mark verlangt und erhalten. Die Körkommission, die die Viehbestände der Bauern überwachte und ihre Schildchen an die Häuser heftete, machte es den Händlern leicht, den Weg zu gutem Mastvieh zu finden. Der Butternickel bemerkte, wenn früher ein Schlachtischwein hundertachtzig Pfund gewogen habe, sei das erstaunlich viel gewesen, jetzt seien dreihundert Pfund keine Seltenheit mehr. So hätten sich die Zeiten geändert. Er selbst verlegte sich auf Yorkshireschweine. Doch tadelt er ihre schwachen Knochen und ihre Empfindlichkeit gegen Hitze und Frost. Er könne es wohl begreifen, daß manche Leute der Landrassie den Vorzug gäben.

(Fortsetzung folgt.)

Aussterbende Vögel unserer Heimat.

Die Abholzung unserer Wälder nimmt immer gefährlichere Dimensionen an. Ohne Rücksicht auf die Schönheit der Landschaft, auf den gesundheitlichen Nutzen des Waldes und auf den für die Tierwelt sich ergebenden Schaden werden unaufhörlich neue Waldgebiete abgeholzt oder doch für den Schlag bestimmt. Der Rückgang im Wildbestand und in der Vogelwelt, der durch diese Radikalwirtschaft herbeigeführt wird, ist ein so bedeutender, daß einmal darauf hingewiesen werden mag, zumal viele unserer Vogelarten und eine beträchtliche Reihe von Säugetieren unserer Heimat mehr und mehr der Vernichtung anheimfallen. Man erwäge nur einmal, wie viel Vögeln dadurch allein die Lebensbedingungen genommen werden, daß das Unterholz im Walde — von einer gänzlichen Abholzung ganz abgesehen — der „Forstkultur“ zum Opfer fällt. Unsere besten Sänger gerade wie Zaunkönig, Grasmücke, Rotkehlchen, Nachtigall nisten nur im dichten Gebüsch, das leider auch auf dem freien Lande der Landwirtschaft vielfach vollständig weichen muß. Hans Thoma, vor als Landschaftsmaler zugleich viele Naturbeobachtungen gesammelt hat, hat hier ein beachtenswertes Wortlein gesprochen: „Da dürfen Forstverwaltungen und Gemeindebehörden doch daran erinnert werden, daß diese Sänger gern an Waldbächen wohnen, und daß das unsinnige Weghauen des Buschwerks, wie es besonders im Schwarzwalde, wie mir gesagt wurde, sogar mannigmal auf o'rienteilichen Befehl oder auch um eine paar Hand voll Holz mehr zu erzielen, seit Jahren hindurch verübt wurde, gar vielen Vögeln die Brutstätte zerstört hat.“ Wenn sie jetzt aus dem Gefahren des Welschlandes wieder heimkehren, können sie nicht so froh sein, wie sie wollten, da sie aufs neue überlegen müssen, wohin jetzt? In solchen Gebüsch habe ich in meiner Jugend viele Vogelnester entdeckt, ich habe aber keine ausgenommen. Meine eigene Wahrnehmung, daß man im

Schwarzwald jetzt viel seltener singen hört, als in früheren Jahren, wird mir auch noch von vielen anderen Beobachtern bestätigt.“

Die Vögel, die nur in Baumhöhlen brüten, wie Specht, Hohltauben, verlieren durch die Abholzung des Waldes überhaupt ihre Nistgelegenheit. Hier muß allerdings zugegeben werden, daß sich einzelne Tiere trotzdem eine neue Brutstätte zu verschaffen wissen. So haben zum Beispiel die Hohltauben in Queblinburg jetzt vielfach in Felspalten und gar auch in Kaninchenhöhlen ihre Nester gebaut! Aber alle die übrigen Höhlenbrüter, wie Wendehals, Flegelschnäpper, Meisen, Rotschwänze, Baumkäufer, Wiebchopf, Turmfalk, Eule und manche andere werden sich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht so leicht an derartige Unterschlüpfe gewöhnen, höchstens eher an künstliche Nistkästen.

Durch die besonders mit dem Kahlschlag in den Wald getragene Unruhe werden an manchen Stellen auch größere Vögel vertrieben. So ist der Uhu in deutschen Landen nur noch ein sehr seltener Gast. Diese unsere größte Eule, die als Mäusevertilgerin für den Landmann von nicht zu unterschätzender Bedeutung war, läßt nirgends mehr nachts im deutschen Hochwalde ihren schauerlich schönen Ruf erschallen; in den Zoologischen Gärten findet man die letzten als Raritäten aufgehobenen Exemplare! Man versucht diesen nützlichen Vogel, den der Landmann vielfach selbst im baren Unverstande an die Tore seiner Scheunen nagelte, hier und dort wieder einzubürgern, wenigstens kamen in letzter Zeit aus Süddeutschland und aus Böhmen und Ungarn derartige Nachrichten.

Welchen Schaden der Kahlschlag im Walde anrichtet, wurde besonders klar, als man z. B. im Revier Isfeld im Harz alte Buchenbestände gänzlich abholzte. Das Auerwild verschwand kurz darauf vollständig. Ebenso ist auch in den größten Teilen Deutschlands das Hagehuhn eine Seltenheit geworden. Gewiß hat hier auch zu übermäßige unvernünftige Nutzung des Wildes zu seinem starken Rückgang beigetragen, wie man vorzüglich an russischen Verhältnissen ersehen kann. Dort ist das Federwild in unglaublichem Maße in wenig Jahren zurückgegangen, aber man hat dort auch in unglaublicher Weise darunter ausgeräumt und mit einer wahren Jagdwut alles niedergeschossen, was vor den Lauf zu bekommen war. Man höre nur einige Zahlen an! Allein in der Umgegend von Kostroma wurden in einem Jahre (1896) nicht weniger als 22 000 Stück Auerwild, 29 290 Stück Birkwild und 88 000 Stück Haselwild erlegt! Aber wir sind auch keine Heiligen, ja nicht einmal viel besser als der „Russe“! Stets schimpfen wir auf die grausamen Italiener, die Hunderttausende unserer Singvögel in ihren himmelhoch gespannten Fangnetzen wegschnappen und abjachten. Aber auf dem winzigen Helgoland, das selbst nicht leben und sterben kann, werden jährlich zifra 25 000 Stück Feldlerchen, Steinschmätzer, Amseln und Singdrosseln vernichtet. Hierher gehört, was dem Verfasser der Naturdenkmäler, H. Conwenh, ein Gewährsmann erzählt. Dieser hatte jahrelang in Magdeburg, an seinem Wohnort, die Aushänge der Delikatwarenhandlungen durchmustert, aber unter den vielen Tausenden von Vögeln nur ganz vereinzelt den Kranzweibvogel bemerkt, vielmehr beobachtete er, daß der gesamte Fang neben einigen Amseln und Weindrosseln aus Exemplaren unserer Singdrossel bestand. Diese aber ist ein ausgezeichnete Sänger, der besonders unsere Hügelandschaften besetzt und hier den Spaziergänger nicht nur durch seinen lieblichen volltönenden Gesang sondern auch durch sein zutrauliches und munteres Wesen und Gebaren ergötzt.

Bei einem anderen, einem unserer schönsten Vögel, könnte man es sich eher erklären, daß man über ihn, wo er sich auch nur blicken läßt, mit einer wahren Vernichtungswut herfällt und ihm auch um seiner Schönheit willen keinen Pardon gibt. Wer hat heutzutage schon draußen in der Natur bei uns in Deutschland einen Reiher, einen Silberreiher gesehen? — ja, auf Vibern! Einstmals waren der Reiher noch so viele bei uns, daß man von jedem Schloß aus nur einige Wege weit zu gehen oder reiten brauchte, um am nächsten Fluß- oder Seeufer diesen eleganten Vogel anzutreffen. Seine Existenz wird uns heute nur noch durch die „Reiher“ auf den Hüten der Damen zum Bewußtsein gebracht. Heute sieht man diesen schlanken, schönen, vornehm gefärbten Vogel, der jeder Landschaft zur Zierde gereichen würde, gewöhnlich nur in ausgestopften Exemplaren als vorweltliche Wunderdinge im naturwissenschaftlichen Museum. Läßt sich dieser berüchtigte Fischjäger, dem man nicht einmal diese Fastentost gönnt, doch noch irgendwo sehen, wird unanschaulich nach ihm geknallt. Fischervereine und selbst solche selbstgerechten Wesen, wie Staaten, haben Prämien auf seine Vernichtung gesetzt. An dieser Stelle sei es noch einmal erlaubt, Hans Thoma ein zweites Wortlein sprechen zu lassen, mit dem er so trefflich für unsere Raubbögel eintritt — ja, für unsere „Raubbögel“! Launig beginnt er: „Die Singvögel haben sich in einer Petition an mich gewendet, ich weiß nicht, wie sie es erfahren haben, daß ich jetzt Mitglied der ersten Kammer bin — auch einige Raubbögel haben unterschrieben, und weil sie so schön sind, möchte ich auch für sie ein gutes Wort einlegen, daß man sie nicht so unbedingt ausrotten möge. Ich denke, der Haushalt der Natur ist doch wohl viel komplizierter als der Haushalt des Staates, und wer vermag es so genau zu wissen, ob nicht am Ende auch diese Räuber eine Aufgabe zu erfüllen haben.“ Tatsächlich sind die Raubtiere nichts anderes als die Gesundheitspolizei unseres Naturwildes und die Ventile der Natur in den Jahren, in denen einzelne Tierarten sich zu stark vermehren. Die Schneule, die sonst ihr Nest gewöhnlich mit drei bis höchstens fünf Eiern belegt, brütet in den Zeiten, wo unabsehbare Lemmingsmassen die Tundren überschwärmen,

zehn Eier aus! Man sieht, welche Wechselbeziehungen auch hier sich einstellen, und erkennt gleich den Nutzen solcher besiedelten Ränder. Aber sie mergen auch ständig die schwachen und kranken Tiere aus, die ihnen am ersten zum Opfer fallen, und sorgen auch so für die Gesunderhaltung der Rassen.

Viele Reiher, wie sie an den ungeheuren Rohrstümpfen der unteren Donau, wo früher die Horste Dutzendweise standen, geschossen werden, stürzen tot in das undurchdringliche Rohrdickicht, wo sie nicht aufgefunden werden und unnütz samt ihren prächtigen Schmuckfedern, die als „Nigaretten“ ein so begehrter Modeartikel sind, der nie aus der Mode kommt, nur zur Zeit der Brut, so gehen auch bedauerlicherweise die Jungen der erlegten Tiere elendiglich zu Grunde. Auf einem großen Gut an der Jagst wird von einem passionierten Reiherfreund noch eine große Kolonie dieser Tiere gehalten. Sie besteht aus der respektablen Anzahl von 200 Paaren, die der Gram aller umliegenden Fischpächter sind! Aber die Passion für den Reiher hat sich schon 400 Jahre lang in der Familie, die ihnen stets ein Asyl gewährte, vererbt, so daß selbst die Angriffe der Regierung auf dies einzigartige Naturdenkmal in Deutschland wenig nutzen, oder vielmehr wenig schaden!

Ein anderes derartige lebendes Naturdenkmal pflegt auch noch in Westpreußen der Besitzer von Bagdanzig in seiner Komoran-Kolonie, der letzten des Landes. Auch dem Komoran, der ebenfalls die Untugend hat, den Menschen die Fische wegzufangen, ist von den Fischereipächtern der Vernichtungskrieg offen erklärt. Ehrlich erzählt, daß eine Anzahl Herren in Danzig alljährlich einen Feldzug gegen die auf der Nehrung horstenden Vögel unternommen hätten. Nach den Aufzeichnungen eines dieser Nimrode, der über seine Beute gar stolz Buch führte, wurden an einem einzigen Tage 61 Komorane geschossen! Unter solchen Umständen wird es gar nimmer mehr lange dauern, und man sucht vergeblich nach jenem eigentümlichen Bild in der deutschen Landschaft, das die auf den hohen Fahlen, vom Rot der Tiere ganz weiß getünchten Bäumen horstenden Komorane bieten.

Einer der schlimmsten und schiefwütigsten Verfolger und Vernichter der Vogelwelt an der Ost- und Nordsee ist der sonst so harmlose — Badegast! Er langweilt sich, er hat nichts zu tun, wenn er's Statkloppen satt hat, und die Strandflöhe ihn auch nicht mehr interessieren, dann verfällt er darauf, zur Erholung dem Schießsport obzuliegen. Die höchste Kunst besteht natürlich darin, die Vögel glatt aus der Luft herunterzuschießen. Zur Vorübung, damit man sich nicht zu oft blamiert, ist ja überall irgendwo der Schießstand mit den „Lontauben“ da! — Auf Helgoland sah ich selbst des öfteren, wie angeschossene Tierchen grauam berendeten, der Anzahl von toten Vögeln nicht zu gedenken, die nutzlos im Brände der Sonne verfaulen. Dr. Konrad Günther hat nicht so unrecht, wenn er sagt: „Man sollte es nicht glauben, welche Blutbäder unter den zuträulichen Vögeln angerichtet werden und das von Männern, die sich zu den Gebildeten zählen. Wie viele der angeschossenen Vögel müssen sich in den Dünen traurig zu Tode quälen, wie viele Junge müssen verhungern, weil ihnen die Eltern weggeschossen werden. Die Badegäste, denen die Fähigkeit fehlt, der reichen Tierwelt des Meeres Interesse abzugewinnen, langweilen sich eben, gehen auf Möwen- oder Seehundjagd, und die anderen bewundern noch gar den mit Beute Heimkehrenden, anstatt ihm ihre Mißbilligung möglichst offen zu zeigen.“ Günther führt als Beispiel dieser Schlächtereien die Aufzeichnung des berühmten Ornithologen v. Verleppsch an, dem sich als Zeugen auch Dr. Henide und Rege anschließen: „An einem Freitag im Juli 1905 besuchten wir den Memmert (bei Juist). Mit Freude konnten wir konstatieren, daß die Insel seit einigen Wochen nicht gestört worden war, indem sich Nest neben Nest befand, teils mit Jungen, teils mit schon stark bebrüteten Eiern. Ueber den Bruten kreisten Wollen von alten Vögeln. Vorsichtig verließen wir die Insel, um am folgenden Dienstag wieder nach dort zu fahren, hoffend, nun alle Nester mit Jungen anzutreffen. Wie groß aber war unser Erstaunen und unsere Entrüstung! Schon von weitem fiel es uns auf, daß nur wenige Vögel über der Insel kreisten, und als wir die Insel betreten, waren alle Nester leer oder nur halb verweste Junge darin. Die jungen Vögel lagen auch außerhalb der Nester allenthalben zerstreut, und die ganze Luft war durch Aasgeruch verpestet. So viel Eier vier Tage vorher, so viel abgeschossene Patronen lagen jetzt überall umher, ein Zeichen dafür, daß gleich nach unserer Abwesenheit einer jener empörenden Ueberfälle stattgefunden hatte.“

Einer der ebenfalls auf den „Aussterbeetat gesetzt“ ist, ist der kleine Dickkopf, der Eisvogel, der sich aber trotz aller Dickköpfigkeit nicht am Leben erhalten wird, wenn man ihm weiter so zusetzt. Ich habe bis jetzt in meinem Leben, trotzdem ich etwas herumgekommen bin, doch nur zwei dieser fliegenden, wunderbar gefärbten, lebendigen Edelsteine gesehen. Ja, wie aus Smaragden und Türkisen geschnitten sind die prächtigen in allen Nuancen von Ultramarin bis Smaragdgrün schillernden Federn dieses für unser neblig-nordisches Klima fast allzu Prächtigen. Trotz alledem findet er keine Gnade vor seinen Verfolgern, weil auch er sein Leben lang von Fastenrost lebt! Aber ihm könnte man wenigstens die kleinen Fischchen gönnen, die er in seinen kurzen Hals hinunterwürgt, doch der habgierige Fischer sagt: das sind die jungen Fische, die einmal groß werden könnten, wenn der Fressack da nicht auf meiner Weide am Ufer säße — und bums! — ein Blik, ein Pulberrauch — und der wunderschöne Fressack liegt mit einem Fischschwanz zum Halbe heraus auf dem Wasser zuckt noch einmal

dem nelfenroten Fuß, schlägt noch einmal mit der türkisblauen Schwinge — und hat seine Genterzmahlzeit erhalten, ja — ist nicht einmal ganz damit fertig geworden. Der wird ihm zum Hals noch herausgerissen und dann schießt man ihn zum Ausstopfer, und zuletzt steht er verstaubt, verblaßt und von Motten zerfressen und zerflut mit Glasperlenaugen auf dem Sims und dient den Entlern als trauriges Anschauungsobjekt von einer einmal in Deutschland gewesenen, unglaublich schönen Vogelart.

A. R.

Novellen.

Es liegen eine Reihe Novellenbände vor, deren Stimmung und Inhalt schon aus dem Generalnamen, dem Kennwort des Titelblattes zu erraten ist. Fedor Sologub gibt seinen Erzählungen den Sammelnamen Schatten. (S. Ladjichnikow, Berlin.) Es sind vier Geschichten beschriftet mit Weh, Gram, Leiden und Tod. Sie handeln hauptsächlich von Kindern, ihrem Verhältnis zu den Eltern, insbesondere zur Mutter, und zeigen Mutterorgien und Kinderleid, die Tragik junger Herzen, ihre Verwirrungen und Verirrungen, die Dämonen, die schicksalsbestimmend mit Krallen in das Glück greifen und enden zumeist mit einem traffen Afford, der die elegische Melodie von den Lebensnöten der gemeinigen Menschen schrill beschlägt. Sologub hat sich mit der Grübelnucht russischer Schriftsteller eingeböhrt in die „Schatten“ des Lebens und läßt seine Sonne über seine bestemmenden Geschichten hinweggehen. Sein Buch zeigt in jeder Skizze den heißen Atem des Miterlebens, ich möchte sagen die Subjektivität des Dichters, während sich Artur Schnitzler in seinem neuesten Novellenband Masken und Wunder (S. Fischer-Berlin) in einer an ihm bisher unbekannteren Objektivität präsentiert. Sein Stil ist ruhiger geworden, beinahe streng, abgeklärt, ins Klassische hinüberspielend. Er zeigt Menschen unter Masken, wie die Maske fällt oder hinter der Maske Leidenschaften wühlen. Aber er schildert diese Leidenschaften gleichsam aus der Ferne, als Chronist, so daß auch über diesem Buche, obwohl glühendes Begehren und zehrender Schmerz darin aufblammen, auch die alte Schnitzlerische Ironie in gebändigter Form aufzuckt, eine gedämpfte Stimmung lagert. Mythisches ist verflochten mit alltäglichen Geschehnissen, immer aber ist es das Weib, das seine Seele als Versführerin, Beglückerin oder Opfer über die Poränge ausstrahlt.

Wo Schnitzler seine Weibeskritik um etlich vortreibt, kommt Alfred Polgar damit in seinem Bande Sioh (Albert Langen, München) epigrammatisch. Der Anatolil der früheren Schnitzler begrüßt uns in diesen knappen von Weltmannsgeist getragenen Skizzen, die, angeregt von lächelnder Satire, in spielerischer Form, beschwert nur durch die Kristallisation der Erkenntnis, Menschen, Dinge und Kulturtiefschläge umgeistreicheln. Die erste Novelle aber, nach der das Buch seinen Namen hat, Sioh, so etwas wie ein Extrakt der Beziehungen der Geschlechter, Lulu in der Bestatttasche, mit dem Mann als Märtyrer, streift in seiner durchschimmernden Tragik den großen Ernst und rührt an tief Menschliches.

Das Menschlich-Allzumenschliche hat auch die Erzählungsreihe zum Gegenstand, die Karl Hauptmann unter dem Titel Nächte (Ernst Romoht, Leipzig) veröffentlicht. Er dehnt seine Geschichten bis zu zwölf Kapiteln aus, weil es ihm Spaß macht, seine Gestalten nach allen Seiten zu drehen und zu beleuchten. So erhält das Buch eine gewisse Breite, aber gerade bei Karl Hauptmann offenbart diese ausgedehnte Schreibweise seine warme Innerlichkeit, sein Aufgehen in dem Stoff, den er mit den Arabesken seiner gütigen Empfindung, seiner Menschen- und Naturliebe schmückt. Die Novellen gehören fast sämtlich der „Tränenzone“ an, Gewissenshämmer schlägen, das Sorgenauge der Mutter wacht, Gaukelien des Blutes treiben den Menschen in Verderben und Tod, oder zu Umwandlung und Neue. Schicksalsnächte sind es, die den Menschen hier erwürgen oder zu neuem Leben führen. Oder die Resignation, das Bescheiden ist der Gewinn eines durch Kämpfe geführten Lebens.

Kämpfen bleibt das Buch Rudolf Presbers: Von Ihr und Ihm (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) u. Sein Inhalt sind heitere Szenen, Situationen, Verhältnisse zwischen „Ihr und Ihm“ in gefälliger Dialogform. Es ist ein Buch des Feuilletonismus, weiß aber gut zu unterhalten und ergötzt durch die Schlagfertigkeit des Wises, der hier die Vorgänge trägt.

Eine liebenswürdige Harmlosigkeit tänzelt um allerlei Irdisches herum, die mondäne Welt steht im Mittelpunkt und wird ein wenig hoßspiegelmäßig an die Wand der Lächerlichkeiten projiziert. Presber ist ein guter Beobachter, eine Art Gesellschaftskritiker auf bürgerlicher Basis, sein Humor bitter stets um Entschuldigung und lenkt keine Geißelhebe. Für Ruhestunden ein ganz angenehmer Gesellschaftler, der seine Säge zu bauen versteht.

J. V.

Kleines feuilleton

Ludwig Uhland und der Orden pour le mérite. Ende November 1853 ernannte Uhland aus den Zeitungen, daß er zum Mitglied des preussischen Ordens pour le mérite ernannt worden sei. Er schrieb darauf am 2. Dezember an Alexander v. Humboldt diesen Brief:

„Euer Excellenz! Von verschiedenen Seiten und in glaubhafter Weise kommt mir heute die Nachricht zu, daß das Kapitel des Ordens, der sich Ihrer Vorstandschaft erfreut, beschlossen habe, mich

zum Mitglied desselben vorzuschlagen. Es mag voreilig erscheinen, wenn ich vor erfolgter Bestätigung des Vorschlages und vor irgend welcher amtlichen Eröffnung mir eine Aeußerung gestatte, die eine gänzlich überflüssige sein kann. Gleichwohl ergreife ich eben den Augenblick der noch unentschiedenen Sache, um nichts zu versäumen, was ein so überraschender und unverdienter Gunsterweis mir aufliegt. Er verpflichtet mich, jetzt schon unrückhaltig zu sagen, daß ich mit literarischen und politischen Grundrügen, die ich nicht zur Schau trage, aber auch niemals verleugnet habe, in unlöslichen Widerspruch geraten würde, wenn ich in die mir zugebachte, zugleich mit einer Ständeserhöhung verbundene Ehrenstelle eintreten wollte. Dieser Widerspruch wäre um so schneidender, als nach dem Schiffbruch nationaler Hoffnungen, an dessen Planen auch ich gescheitert bin, es mir nicht gut anstände, mit Ehrenzeichen geschmückt zu sein, während solche, mit denen ich in Vielem und Wichtigem zusammengegangen bin, weil sie in der letzten Zerrüttung weitergeschritten, dem Verluste der Heimat, Freiheit und bürgerlichen Ehre, selbst dem Todesurteil verfallen sind, und doch, wie man auch über Schuld oder Unschuld urteilen mag, weder irgend ein einzelner noch irgend eine öffentliche Gewalt sich aufrichtig würd rühmen können, in jener allgemeinen, nicht lediglich aus jeder Willkür, sondern wesentlich aus den geschichtlichen Zuständen des Vaterlandes hervorgegangenen Bewegung durchaus den einzig richtigen Weg verfolgt zu haben.

Der politische parteilose Standpunkt, den das verehrte Ordenskapitel einnimmt, das ausgezeichnete Wohlwollen, das mir in jetziger Zeitlage doppelt erfreulich zugewandt wird, müssen, ich fühle das sehr wohl, den Tadel schärfen, der unvermeidlich über meinen Entschluß ergehen wird; aber Ueberzeugungen, die mich im Leben und im Tode geleitet haben, lassen mir keine Wahl, so wenig sie dem lebhaftesten Danke Eintrag tun, mit dem mich die mir in hohem Grade ehrenvolle Beschlußnahme des Kapitels erfüllt hat.

Der greise Humboldt war über diesen trotzigen Brief zu Tode erschrocken. Seine Stellung am Hofe Friedrich Wilhelms IV. war ohnehin unwürdig; in vertraulichem Gespräch hat er sich oft bitter über die ihm zugemutete Hofnarrenrolle beklagt, die er aber mit zäher Eitelkeit dennoch nicht zu verlieren wünschte. Das erklärt den entsetzten Brief des alten Mannes. In seinem 84-jährigen viel bewegten Leben sei ihm wohl nie etwas mehr Unerwartetes vorgekommen, sagt er. Er bemühte sich in seinem Brief an Uhlund, den „verehrungswürdigen Mann“, nachzuweisen, daß auch erklärte Republikaner kein Bedenken getragen hätten, die Mitgliedschaft des Ordens anzunehmen, z. B. Arago, der als Republikaner bekannt war und später bald Präsident der französischen Republik ward. „Ich ehre tief die Grundsätze politischer Konsequenz wie der Treue an die, welche nach dem Schiffbruche nationaler Hoffnungen verfolgt werden; aber unter Verhältnissen, die (wie die Wahl von Arago und Melloni, von Rangoni und Thomas Moore, der die Heilige Allianz so gewaltig in Verlesung verspottet hatte, bezeugen) der Politik wie den religiösen Bindungen total fremd sind, werde Sie nicht in unlöslichen Widerspruch mit sich selbst geraten, wenn Sie einfach annehmen, was Sie „eine zugleich mit einer Ständeserhöhung verbundene Ehrenstelle“ nennen. Wer möchte bei dem gefeierten, schönen, mit dem Andenken an die große Zeit des Befreiungskrieges so eng verwandten Namen Ludwig Uhlund an die Mythe von Ständeserhöhung und Rittertum denken? Erfüllen Sie meine Bitte, es ist mir manches geglättet im Leben. Auch meine Gesinnungen, meine unveränderliche Anhänglichkeit an freie Institutionen stehen offenbar in meinen Schriften, die von 1768—1790 heraufreichen, als ich mit Georg Forster in Paris war. Sollte ich nicht einiges Recht haben, Sie zu bitten, meiner zu gedenken, des Labyrinthes von Verlegenheiten, in welches Sie mich setzten, der es nicht um Sie verdient?“

Das Antwortschreiben ist sehr höflich, es bedauert die Verlegenheiten Humboldts, aber es bleibt bei dem Nein. Zu gleicher Zeit lehnt Uhlund auch den Orden des bayerischen Maximiliansordens ab; sein Schreiben an den bairischen Minister von der Pforden war ähnlich wie das an Humboldt.

Was die Kriegsberichterstattung kostet. Die Zeitungen haben einen besonderen Grund, Krieg mit recht gemischten Gefühlen zu betrachten, denn die Kosten, die ihnen dadurch erwachsen, sind außerordentlich groß, und ihnen steht kein nennenswerter Gewinn gegenüber. Welche kolossale Ausgabe die moderne Kriegsberichterstattung der Presse aufstellt, kann die einzige Tatsache illustrieren, daß während des spanisch-amerikanischen Krieges zwei New-Yorker Blätter, deren Jahresgewinn zwischen 1½ Million und 3 Millionen betrug, bei Jahresdauer 2½ Millionen für die Kriegsberichterstattung ausgegeben hätten. Eine englische Wochenchrift berechnet die Kosten, die die Kriegsberichterstattung einem großen Londoner Blatt verursacht. Die Zeitung hat ein halbes Duzend und mehr Berichterstatler auf dem Kriegsschauplatz, die Gehälter von 1200 bis 2000 M. monatlich beziehen. Zu den eigentlichen Kriegsberichterstatlern kommen noch ihre Gehilfen, die sie in ihrem schwierigen Amt unterstützen, und die ständigen Berichterstatler in der Hauptstadt der Kriegführenden. Die Ausgaben der Korrespondenten sind naturgemäß riesig, und die Zeitung muß zufrieden sein, wenn der monatliche Ausgabeetat des einzelnen Berichterstatlers 2000 M. nicht übersteigt. Auf eine große Zeitung noch ein besonderes Dampfschiff unterhalten, um die Flottenmandate der feindlichen Mächte zu verfolgen, dann kostet das nicht unter 20 000 M. im Monat. Die Kriegsberichterstatler werden mit hohen

Pränken von den Zeitungen versichert; auch ihre Familien erhalten eine Versicherung im Fall des Todes. Die Ausgaben dafür können leicht die Summe von 400 000 M. jährlich erreichen. Und dann die gewaltigen Depeschekosten! Während des russisch-japanischen Krieges betrug der herabgejetzte Preis für Pressedepeschen 1,90 M., für dringende Telegramme aber pro Wort 4,80 M., so daß eine kurze Depesche nicht unter 500 M., das ausführliche Telegramm einer Schlacht 5000 M. kostete. In einem Tage während des Krieges empfingen ein halbes Duzend Londoner Blätter Kabelgramme im Werte von 30 000 M. Im südafrikanischen Kriege wurde für ein Telegramm, das die Schlacht von Flandslaagte schilderte, die enorme Summe von 6500 M. ausgegeben. Aber die Kosten für die gebrachten Telegramme sind nur ein kleiner Teil der gesamten Telegrammspesen, denn der weitaus größte Teil der Depeschen wandert in den Papierkorb, weil sie bereits überholt sind oder aus irgendwelchen Gründen nicht mehr gebracht werden können. Während des amerikanisch-spanischen Krieges waren Kabelgramme für 4000 M., die eine einzige Zeitung an einem Tage erhielt, nicht das Papier mehr wert, auf dem sie standen. Im Burenkrieg schickte ein Korrespondent täglich für 400 bis 600 M. Depeschen, die alle ihren Ruheplatz im Papierkorb finden mußten.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Das chemische Gleichgewicht der Nahrungsmittel. Die Chemie lehrt den Gegenlag von Säuren und alkalischen Verbindungen, die sich gegenseitig ausgleichen. Mit einem Stückchen Lachmuspapier läßt sich sofort erkennen, ob eine Lösung sauer oder alkalisch ist. Befindet sich der Zustand gerade im Gleichgewicht, so nennt man die Lösung neutral, während die Säure das Lachmuspapier rot, eine alkalische Lösung wieder blau färbt, bleibt es in der neutralen Lösung unverändert.

Auch für die menschliche Gesundheit ist es wahrscheinlich von erheblicher Bedeutung, daß die gesamte Aufnahme von Nahrungsmitteln und Genußmitteln ein gewisses chemisches Gleichgewicht bedingt. Gewöhnlich wird diesem Umstande wenig Bedeutung beigemessen, und man wendet kein anderes Mittel zu seiner Erkennung an als den Geschmack. Da die persönlichen Unterschiede sehr ins Gewicht zu fallen pflegen, so wird auch in diesem Punkt nicht eine Regel für alle Menschen gelten; vielmehr wird der eine mehr Säure vertragen als der andere. Eine verstärkte Aufmerksamkeit auf das Verhältnis von Säuren und Alkalien in der Nahrung wird jedoch notwendig, wenn die Organe, von denen Ernährung und Verdauung abhängen, erkrankt sind.

Reißt wird der einzelne Mensch erst durch solche Beschwerden und Krankheiten darauf hingewiesen, daß er bei seiner Nahrungsaufnahme Fehler in der bezeichneten Richtung gemacht hat. Die harmloseren Folgen lassen sich fast immer schon durch einfache chemische Mittel beseitigen. Zudiel Säure wird durch Einnahme von Alkalien, unter denen das kohlenisaure Natron oder citronensaures Natron besonders beliebt sind, ein Ueberfluß an Alkali durch einige Schluß einer schwachen salzsauren Lösung beseitigt. Es ist nur notwendig zu wissen, ob die Beschwerden durch einen Ueberfluß oder einen Mangel an Säuren bedingt sind, was nach dem subjektiven Gefühl nicht immer leicht zu ermitteln ist. Am besten ist es, derartigen Folgen überhaupt aus dem Wege zu gehen, indem man seinen Speisezetteln richtig einrichtet. Den Gehalt von Nahrungsmitteln an Säuren merkt man durch den Geschmack weit eher und schärfer als den an Alkalien, und die meisten Leute wissen gar nicht, worauf dieser beruht. In den mineralischen Bestandteilen, die bei der Verbrennung eines tierischen oder pflanzlichen Körpers als Asche zurückbleiben, sind die Alkalien enthalten, hauptsächlich Calcium und Magnesium. Nur die wissenschaftliche Untersuchung kann eine Belehrung darüber erteilen, welche Nahrungsmittel Stoffe dieser Art enthalten, welche dagegen säurebildende Elemente wie Schwefel und Phosphor. Die in der Pflanzensaure enthaltenen Alkalien sind in dem bezeichneten Sinn für den Haushalt des menschlichen Körpers nicht weniger wichtiger als Eisen, Fett und Kohlehydrate. Die Niere ist das Laboratorium, in dem der Körper auf den chemischen Ausgleich hinarbeitet, aber dieser Berstatt darf nicht zuviel zugemutet werden, und außerdem braucht jedes Laboratorium die nötigen Grundstoffe, um überhaupt arbeiten zu können.

Für die Ernährung im allgemeinen können auf Grund neuer Untersuchungen von Professor Sherman im „Journal für biologische Chemie“ folgende Anweisungen gegeben werden: Fleisch und Fische zeigen einen gewissen Ueberfluß an säurebildenden Stoffen, und dasselbe ist bei Eiern und in etwas geringerem Grade bei Magerfleisch und bei Getreideerzeugnissen der Fall. In der Milch dagegen überwiegen die Basen, noch mehr in Obst und Gemüsen. Hinsichtlich des Obstes muß diese Behauptung unwahrscheinlich klingen, da man immer von Fruchtsäuren hört. Diese sind aber von den anorganischen Säuren verschieden und werden im Körper verbrannt, ohne zur Erhöhung der Säuremenge beizutragen. Diese Forschungen befinden sich noch in den Anfängen und werden sich zu großer Bedeutung entwickeln, wenn sichere Angaben erst für jedes einzelne Nahrungsmittel zur Verfügung stehen werden. Vorläufig weiß man zum Beispiel nur ungefähr, daß auf einen Ertrag der Kartoffeln durch eine Reismenge von gleichem Nährwert die Ausscheidung der Nieren sowohl an Säuren wie an Ammon erheblich steigt.